

(Nachdruck verboten.)

## 21 Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Döck.

„Ich will's hoffen," sagte der Bauer, „sonst sein wir zwei geschiedene Leut, und Dein Platz is vor der Tür. Alweil weißt Du, wodran Du bist."

Weiter wurde kein Wort gesprochen. Die Mariann langte mit zitternder Hand ihr Andachtsbuch aus dem Glaskrank hervor und ging in ihre Kammer.

Draußen läutete die Glocke den Sonntag ein. Der Bauer nahm die Mütze ab und verrichtete sein Gebet.

Darauf begab er sich in den Hof, dem Senner und der Dine zu sagen, daß sie Feierabend machten. Auf seinem von Falten und Fältchen durchfurchten Gesicht lag der Ausdruck der Zufriedenheit. Geruhig ging die Woche zu Ende. Vor allen Dingen: die Bläß war kuriert. Und die Mariann? Er hatte sein Kind noch nie auf einer Lüge ertappt. Am Ende war's nur müßig Gerede mit dem Kalmud seinem Fried. Eines wohlhabenden Bauern Tochter hatte viele Reiderinnen. Doch gab ihm die Zuträgerei eine Lehre: auf das Mädchen ein wachsame Auge zu haben. Das gebot die Vaterpflicht.

2.

Der Heinrich Pokorny war eine im Dorf und darüber hinaus vielgenannte Persönlichkeit. Seiner bräunlichen Hautfarbe wegen hatte ihm der Volksmund den Spitznamen „Kalmud" beigelegt. Er war ein stattlicher Mann, dem niemand anah, daß er die fünfzig hinter sich hatte. Seine kleinen, kohlschwarzen Augen bekundeten scharfen Verstand. Von seinem Mienenspiel hätte ein Komödiant profitieren können. Einer zugewanderten Backsteinformerin Sohn, hatte er sich bis zu seiner Militärdienstzeit auf den Bauernhöfen herumgetrieben, ohne in ein festes Dienstverhältnis zu treten. Verding ich mich als Knecht, pflegte er zu sagen, verding ich auch meinen Buckel. Als Soldat machte er seinen Vorgesetzten viel zu schaffen, und sein Führungsattest wies eine beträchtliche Zahl von Arreststrafen aus. Dagegen focht er im Krieg gegen Frankreich mit Auszeichnung, insbesondere zeigte er beim Patrouillieren ebenso viel Mut als Verschlagenheit. Aus dem Feldzug heimgekehrt, ruhte er auf seinen Vorbeeren aus, erzählte Kriegsabenteuer und trug patriotische Gedichte vor, wobei ihm sein ausgezeichnetes Gedächtnis zu statten kam. In der Regel sprach er Hochdeutsch, nur im Affekt geschah es zuweilen, daß er in die häuerliche Mundart versiel.

Der Landmann, der sein Brot im Schweiß seines Angesichts ißt, haßt den Müßiggänger. Eine Zeitlang ließ man den Kalmud gewähren, dann setzte man ihm energisch zu, daß er etwas schaffen solle. Die Arbeit war seine Gegenrede, sei für die Dummen, er, der Heinrich Pokorny, wolle höher hinaus. Da wandte man sich mit Verachtung von ihm ab. Die einzige, bei der er Gnade fand, war die Horlig, eine ledige Person, die auf Taglohn ging und nebenher das Amt der Reichenfrau versah. In ihrer Hütte räumte sie ihm ein Plätzchen ein. Es dauerte kein Jahr, so kam sie mit einem Buben nieder, dem Fried. Viel später erst gelang es dem Pfarrer, den Kalmud zu bereden, daß er sich mit der Horlig geschäftlich trauen ließ. Freilich war's ein sonderbares Eheleben, das die beiden führten. Die Frau, eine schlanke Blondine, ging ihrem Beruf nach, der Mann erbettelte in den Dörfern und Städtchen des Kreises mit allerlei Schnurren seinen Unterhalt. Kam er von wochenlangem Streifzug heim, war er faust wie ein Lamm und sprach: „Frau, hier ist's am besten." Zwei, drei Tage hielt er's im Bann des Dorfes aus. Mit einem Mal war er wieder verschwunden.

Der Fried wuchs, meist sich selbst überlassen, auf. Er war ein zartgliedriges Bürschchen und hatte Wädden weiß wie Schnee. Einmal lief er als Hosenmaat in aller Herrgottsfrühe bis zum Donnerwäldchen. Am Saum zog sich ein langer Acker hin. Ein Mann im blauen Kittel säte Frucht, schritt dreimal um die Gemann und sprach:

„Ihr Vöglein in der Luft,  
Ihr sollt vergessen diese Frucht,  
Ihr sollt Nies und Erde fressen  
Und sollt diese Frucht vergessen!"

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen!" Das war der Bernhard Dohheimer. Plötzlich spürte der Fried auf seinem Rücken einen Klaps. Er wandte sich um und erblickte ein kleines Mädchen. Das war die Mariann. Die fragte: „Kannst Du Grase kringe?" Da er verneinte, streckte sie beide Arme aus, drehte sich um sich selbst herum und sang:

„Grase, grase, kringe,  
Die Frau hat sieben Kinner,  
Gläschen Wein,  
Zucker drein  
Wuz!"

Flugs duckte sie sich nieder und hieß den Fried, das gleiche zu tun. Der meinte, er müsse jetzt auch etwas zum besten geben und sang:

„Drei dromp dri!  
Die Mannsleut, dei hunn Fliß!  
Die Weisleut, dei hunn Käusercher,  
Bei heiße wie die Käusercher,  
Drei dromp dri!"

Kaum daß er geendet, gab ihm die Mariann einen Stumper und schrie: „Du Säulips, mach, daß Du fortkommst!" Der Fried, der den Bers irgendwo aufgeschnappt hatte und sich gar nicht bewußt war, etwas Ungeschickliches gesungen zu haben, zog betäubt ab.

Am anderen Tag trafen die beiden in der Lohmühlsgasse zusammen. Die Mariann, deren Zorn längst verraucht war, nahm den Fried bei der Hand und brachte ihn ihrer Mutter. Die sprach mitleidig: „Armes Kerlchen, Dir guckt der Hunger aus den Augen heraus." Darauf ging sie ins Haus und kehrte mit einem Stück Honigbrot zurück. Das verzehrte der Fried mit großem Appetit. Die Mariann zeigte dem neuen Gespielen die Scheune, die Ställe und das Vieh. Er beschäftigte alles mit ernsthafter Miene und betrug sich musterhaft.

Fortan hielten die Kinder gute Kameradschaft. Ihr Lieblingsplatz war nahe beim Donnerwäldchen der Lindgebörn. Es war im Frühjahr, als sie dort saßen. Die Bäume trugen junges Laub, und munter rieselte der Quell. Die Mariann hatte einen Maitäfer gefunden. Der lag starr und steif wie ein Siebenschläfer, bis ihn die steigende Sonne zu neuem Leben erweckte. Als er nun aufflog, stimmte die Mariann das Liedchen an:

„Maitäfer flie,  
Dein Vater is net hie,  
Deine Mutter is im Hessenland,  
Hessenland is abgebrannt,  
Maitäfer flie!"

Plötzlich begann der Fried zu weinen. „Warum flennst Du?" fragte die Mariann. Er wollte nicht mit der Sprache heraus. Sie aber babbelte: „Gelle, weil Dein Vater ein Strunzer is?" Er schluchzte auf. Da schlang sie die Arme um seinen Hals und sagte: „Fried, sei still. Ich will Dein Pappe sein."

Ein Jahr später kamen sie in die Schule. Das Schulhaus, ein nüchterner Neubau, lag der Kirche gegenüber. In einem großen, lichten Raum waren fünfzig Kinder untergebracht, auf der einen Seite saßen die Knaben, auf der anderen die Mädchen. Das Szepter führte der Lehrer Reiz, ein tüchtiger, gescheiter Mann. Der freute sich über die flugen Antworten, die ihm Fried, der ABC-Schütze, gab. Wurde dieser hüben gelobt, dachte drüben die Mariann, das gelte auch ihr, und lächelte glücklich vor sich hin.

Der Schulbesuch wird auf dem Lande im allgemeinen als Zwang empfunden. Die Hantierung in Haus und Hof erscheint der Jugend wichtiger als die Beschäftigung mit Schreiben und Rechnen. Diese Auffassung wird von den Eltern insofern genährt, als sie die Kinder frühzeitig daran gewöhnen, in der Wirtschaft mitzuhelfen. Daher werden die Schularbeiten vielfach in Hast und meist erst am späten Abend gemacht.

Der Fried wich von der Regel ab. Daheim bedurfte seiner niemand. Die Mutter suchte ihren Verdienst außer dem Haus. Dem vagabundierenden Vater sich nützlich zu erweisen, war ihm verwehrt. Nun fand er in der Schule sein Paradies. Da er mit Eifer und Verständnis dem Unterricht folgte, bewältigte er die Aufgaben leicht, die dem häußlichen Fleiß ver-

blieben. Die Mariann, die mit großem Staunen ihren Kameraden an Weisheit wachsen sah, machte sich die Sache leicht und schrieb einfach ab, was auf seiner Schiefertafel stand.

Der Tod der Dozheimern warf auf diese sonnenhellen Tage einen dunklen Schatten. Die Unermüdlische hatte sich auf dem Feld erkältet, und ein trodener Husten zerriff ihr die Brust. Der Säuhirtkarl, der ein halber Doktor Eisenbart war, wandte verschiedene Mittel an. Als die nichts fruchteten, sagte er: „Ich hab's gleich gewußt, so ein trodener Husten is dem Tod sein Trompeter.“ Ein paar Wochen schleppte sich die Bäuerin hin, dann wurde sie bettlägerig. Jetzt erst rief man den Arzt aus der Kreisstadt. Der schimpfte: „Immer die alte Geschichte bei Euch Bauern. Wenn's zu spät ist, soll ich helfen.“ Rasch nahmen die Kräfte der Kranken ab. Eines Abends litt sie so schrecklich unter ihrer Atemnot, daß es der Bauer nicht mehr mit ansehen konnte. Da ließ er den alten Videlmair kommen. Der sprach ein „Gesant“), worauf die Dozheimern sanft verschied.

Bei Tagesanbruch holte ein Bote die Totenfrau, daß sie ihres Amtes walte. Ehe die Horlig ihre Hütte verließ, trat sie an das Lager des Fried, rüttelte ihn aus dem Schlaf und rief: „Daß Du Dich heut net unterstehst, ins Dozheimers zu gehn.“ Der Bub schlüpfte schnell in die Hosen und schlich der Mutter nach.

In der Eckstube beim Bernhard Dozheimer lag die Bäuerin im Himmelbett, und ihr Gesicht war weiß wie Linnen. Menschen gingen aus und ein. Und der Dozheimer raufte sich das Haar und schrie: „Womit hab ich das verdient?“

Der Fried stieg die Treppe hinauf, die Mariann zu suchen. Die hatte sich in ihr Bett verkrochen. Als sie den Gespielen bemerkte, schob sie die Decke zurück und sagte unter heißen Tränen: „Fried, die Mutter is tot.“

„Deine Mutter is alleweil im Himmel,“ tröstete er sie, „da tun sie ihr ein weiß Kleid an. Und sie kriegt eine Kron auf von lauter Gold. Und der Herr Jesus führt sie zum lieben Gott seinem Thron. Da stehn alle heiligen Engel und singen. Gleich singt Deine Mutter mit und is seelenfroh.“ „Woher weißt Du dann das?“ fragte die Mariann verwundert.

„Ei 's steht in unserm Gebetbuch deheim,“ versetzte der Fried.

Nun war die Mariann beruhigt. Und der Fried wich nicht von ihrer Seite und war liebevoll zu ihr und gut.

Die Bäuerin lag noch kein halbes Jahr unter der Erde, da redeten Verwandte und Bekannte in den Witmann hinein, er solle wieder heiraten. Er sei das seinem Kind schuldig. Und nicht zu vergessen: wo eine Frau wirtschaftete, wachse der Speck am Balken. Der Dozheimer setzte allen Ratschlägen und Ermahnungen ein hebarliches Nein entgegen und blieb für sich.

Die Mariann, im Kindesalter mütterlos, gelangte zu früher Selbständigkeit. Wenn der Vater aus dem Feld war, hatte sie die Aufsicht im Haus, und ihrem scharfen Blick entging so leicht nichts. Knechte und Mägde begegneten ihr mit Respekt. Indessen war sie keineswegs stolz, und ihr treues Gemüt zeigte sich auch darin, daß der Fried nach wie vor ihr „Allerbester“ war.

(Fortsetzung folgt.)

## Die deutsche Jahrhundert-Ausstellung

in der Nationalgalerie, die heute eröffnet wird, war seit Montag mittag den Vertretern der Presse zugänglich. Die Leitung der Ausstellung lag in den Händen der Galeriedirektoren Schudi (Berlin), Heber (München), Lichtwardt (Hamburg), Seidlitz (Dresden), Regierungskommissar Dr. Schmidt. Vom 25. Januar ab ist die Ausstellung täglich von 10—4 Uhr geöffnet.

Das Arrangement ist übersichtlich und geschmackvoll. Die Arbeit war keine leichte. Es ist ein Material zusammengetragen, das in dieser Reichhaltigkeit noch nie beisammen war, und in abschbarer Zeit nicht wieder zusammenkommen wird. Auf irgend welche außerkünstlerische Rücksichten ist nicht Bedacht genommen worden. Man sieht fast kein Militärbild, und das Genremäßige, Anekdotenhafte erscheint nur da, wo es künstlerisch behandelt worden ist. So ist der Gang durch diese Säle (die ganze Nationalgalerie ist in Beschlag genommen einschließlich dreier Räume des Neuen Museums) ein Genuß sondergleichen und, da jedes Bild künstlerische Qualitäten

aufweist, nie ermüdend. Endlich einmal besinnt sich die Berliner Galerie, die seit langem in so üblem Ruf stand, auf die Aufgabe, die ihr ihrer Stellung und Bedeutung gemäß gegeben ist. Endlich einmal ein Versuch, hinter den anderen, modernen Galerien des Reichs nicht zurückzustehen.

Besonders ist zu bemerken, daß, entgegen den reaktionären Kunsttendenzen, die offiziell in Berlin gelten, der Versuch gemacht worden ist, die schönen und wertvollen Objekte in ein geschmackvolles Milieu zu stellen. Dieser Versuch, einen würdigen Hintergrund zu schaffen, ist gelungen. Zu diesem Zweck hat es sich die alte Galerie gefallen lassen müssen, sich im Innern ein ganz neues Gewand anziehen zu lassen. Das Uebermaß an Architektur und Wand-schmuck, das sonst so störend wirkte und ablenkte, ist verschwunden. Große einheitliche Flächen zeigen die Wände, die mit Stoff bespannt sind. Ruhe verbreiten diese distret getönten Flächen, die nur der ornamentalen Gliederung wegen einen leichten Linienschmuck erhielten. Am kräftigsten sind die dekorativen Akzente unten im ersten Stock. Da ist durch die Bespannung der Wände mit braungelbem Stoff, der oben breit und edig abschließt, eine neue Architektur geschaffen. Das Mittelrandell, von dem sternförmig die kleinen Kabinette abgehen, ist durch ein Gitterwerk weißer Holzstäbe, die sich in Vierecken schneiden, — ein Arrangement, das sich bis zur Decke hinauszieht, — außerordentlich lustig gehalten und macht zusammen mit dem grünen Hintergrund einen modernen, beinahe wienerischen Eindruck. Sehr gut wirkt auch der erste Stock (die früheren Corneliusäle), der mit grauem Stoff bespannt ist, den sparsames Liniensornament in Gold schmückt. In richtiger Erkenntnis wurde so der Eindruck immer auf die Bilder gesammelt. Es lenkt nichts ab. Nur in seltenen Ausnahmen begegnen wir einem plastischen Berl. Es dominiert das Bild, und alles ist getan worden, ihm die Wirkung zu sichern.

Die Reihenfolge richtet sich nach historischen Gesichtspunkten. Sie beginnt mit dem zweiten Stock. Dennoch ist es gelungen, die trodene Aufeinanderfolge abwechselungsvoll zu gestalten. Zu diesem Zweck empfängt den Besucher beim Eintritt nicht eine endlose Zahl kleinerer Geister, sondern es sind die großen Künstler, von denen jeder einen Raum für sich hat, die ihn begrüßen. So vorbereitet, geht man willig den einzelnen Richtungen nach, die in der Kunst nebeneinander laufen, sich durchkreuzen, lokal bedingt sind und nicht so allgemeine Geltung haben. Jedes Bild ist mit Namen, Titel und Jahreszahl versehen, so daß eine Orientierung leicht ist, zumal Wert darauf gelegt wurde, die charakteristischen Gruppen zusammenzubringen. Und meist dominiert auch in den Kabinetten entweder ein Künstler oder es geht durch die Haltung des Ganzen ein gemeinsamer Zug. Mit außerordentlichem Geschick ist die Masse (es sind wohl an tausend Bilder, die aus allen Teilen des Reichs zusammengebracht worden sind, aus Galerien und Privatbesitz) einheitlich gegliedert. So sehen wir die Zentren des Kunststrebens in den Jahren 1775—1875, Düsseldorf, Hamburg, Berlin, Wien, München, Weimar, und jede Schule zeigt sorgfältig ausgewählte Vertretung. Andererseits kommen die Größen zu einer markanten, gesammelten Darstellung ihres Schaffens. Eine wirkliche Ueberschauung für weite Kreise wird zu erbah sein. Wir erhalten hier die Bestätigung, daß er zu den ganz großen großen Künstlern gehörte, deren Reichtum uns mit höchster Freude erfüllt. Wie ein Leitmotiv zieht sich sein Schaffen durch die ganze Galerie. Ueberall begegnen wir seinen Werken, er hat einen Raum für sich, er füllt das Treppenhaus, und jedes Werk ist eine Schönheit. Er ging an der Enge und Kleinheit seiner Mitwelt zugrunde. Jetzt aber kann ein jeder sehen, wie unbeirrt dieser Pfadfinder in der Kunst seinen Weg ging. Einen anderen, der ebenso einsam war, werden viele hier zum erstenmal sehen, Marées, dessen Werke sonst in dem stillen Schleißheim bei München hängen. Es ist schade, daß ihm nicht ein größerer Raum zugebilligt worden ist. Denn er ist noch weniger gefannt als Feuerbach. Nicht annähernd ist der große Eindruck erreicht, den die monumentalen, dekorativen Gemälde, in denen ein ganz neuer Stil sich zeigt, in dem alten Schloß zu Schleißheim hervorgerufen. Immerhin sieht der Besucher gleich beim Eintritt rechts bedeutsame Proben seines Schaffens. Dann kommt Feuerbach, wie erwähnt, und Böcklin schließt sich mit drei Kabinetten an. Thoma, Trübner, Leibl, Schuch haben je einen Raum (Leibl sogar zwei) für sich. Lenbach und Defregger schließen sich an (Lenbach ist spärlich vertreten; die Ausstellungen des vorigen Jahres in München zeigten viele eigenartige Proben aus den frühen Jahren des Anfangs, als Lenbach noch nicht der Porträtmaler „berühmter“ Leute war). Mit Liebermann schließen die Räume des ersten Stods ab.

Im zweiten Stock kommen wir tiefer in die Vergangenheit zurück. Die Corneliusäle fällt die alte Münchener Schule. Namentlich landschaftlich bieten sie Gutes, entsprechend der schönen, farbig so reizvollen Umgebung Münchens. Gabriel Max erinnert daran, daß er Dinge gemalt hat, die man später über seinen schwächlichen Sachen vergaß. Danach zeigt sich uns die Berliner Schule mit vielen kräftigen Porträts. Den Abschluß bilden die drei großen Werke Mengels, das Blütenkonzert, die Tafelrunde Friedrichs II. und das Eisenwalzwerk. Die sich anschließenden Kabinette zeigen Mangel mit einer aparten Auswahl feinnalerischer Werke kleinen Formates. Franz Krüger imponiert, Snaus gefällt, Gebhardt festelt, Schrödtler ergötzt. Waldmüller, der erst jüngst wieder Entdeckte, führt uns nach Wien. Mit Landschaften aus Pommern fällt Kaspar Friedrich auf. Lichtwardt, der

\*) Zauberspruch.

Direktor der Hamburger Kunsthalle, zeigt uns in maritimen Beispielen die tüchtige Kunst einiger Hamburger Künstler, unter ihnen überrascht ein feiner Maler Wassmann. Kersting zeigt geschmackvoll gestimmte Interieurs. Vlethen malte ganz einfache Landschaften zu einer Zeit, als die hohe Kunst in Rose erstarb; er hat ein ganzes Cabinet. Spitzweg führt uns in die romantische Periode der Malerei; seine graziose Farbgebung steht einzig da. Eigentümlich malerisch sieht Hausmann Interieurs alter Klöster mit Lebnen und Bischöfen. Dann kommen Frankfurter Maler, die landschaftlich bedeutend sind. Nach Norden, in die See-Lüste, führen uns Feddersen, Jessen, und zeigen uns die derbe Farbigkeit der bairischen Welt. Ein feiner Künstler war Buchholz (Weimar). Schwind ist nicht so gut vertreten, wie man es wünschen könnte. Aber vielleicht geht's bei ihm so, wie mit Marées. Man genießt sie nur in ihrer Galerie. Schwind muß man in der Schadgalerie in München sehen.

Im Treppenhause, das nun zum letzten Geschloß führt, hängen wieder einige schöne Feuerbäder. Dann nimmt Graff mit einigen anderen Dresdenern einen Raum ein. Die Nazarenen (Schnorr von Karolsfeld, Veit) folgen. In der nun folgenden Reihe kleiner Kabinette dominieren Koch, Ronge, Kaufmann (Stilleben). Meyerheim nötigt Achtung ab, Pettenlofer zeigt seine Werke, Dannhauser und Schia interessieren.

Eine genauere Untersuchung wird diese flüchtigen Notizen, die nur einen Ueberblick geben sollen, begründen und ergänzen. —

c. s.

(Nachdruck verboten.)

## Von alten Biersteuern.

Nun, wo eine neue starke Erhöhung der Biersteuer zum Streitobjekt der politischen Parteien geworden ist, wird es interessieren, daß die Biersteuer eine alte, beliebte Form der Heranziehung der Bevölkerung zu den Lasten des Gemeinwesens war. Schon im deutschen Mittelalter finden wir Biersteuern, so zum Beispiel in der Stadt Zerbst. G. Wäsche, der eine gewerbehistorisch interessante Schrift über „Das Zerbst Bier“ geschrieben hat, erwähnt unter den verschiedenen Einkünften, die am 4. April 1369 der Erzbischof Albrecht III. von Magdeburg den Söhnen Hansens von Gordorf verliehen hatte, die Bierpfennige von dem Zerbst Bier in der Sudenburg. Somit ist das Bier in Zerbst schon vorher ein Steuerobjekt gewesen, und zwar Gegenstand eines Finanzzollens bei Einföhrung des Bieres in der Sudenburg. Die für das Gewerbe des Mittelalters so wichtige Form der Zunftbildung war für die Brauberechtigten in Sudenburg noch nicht eingetreten, als das Bier schon eine wichtige Steuerquelle war. Im Jahre 1547 erbaten sich die Zerbst Bürger für den Export des zu jener Zeit sehr berühmten Bieres das Privileg, auf der Elbe nach Hamburg und anderen unliegenden Orten ihr Bier zoll- und geleitfrei zu verschiffen. Dies führt uns auf die schwere Belastung des deutschen Binnenhandels früherer Zeit durch die mannigfachen Zölle innerhalb des heute für den inneren Verkehr im wesentlichen unbeeinträchtigen freien Verkehrs. Wohl gibt es heute auch noch zoll-ähnliche Abgaben für den Eintritt des Bieres usw. in manche Stadtgebiete, aber an Beispielen der für das Mittelalter bis in das 19. Jahrhundert hinein charakteristischen Transportzölle fehlt es nun doch aus der Gegenwart, wenn auch für die Zukunft durch die geplanten Schiffsabgaben etwas Ähnliches in Aussicht genommen ist.

Wegen den Zerbst Bierexport wandte sich das Streben der Stadt Magdeburg, daß alle Waren, die elbawärts verschifft wurden, zunächst den Magdeburger Hafen und seine Zollstätten berühren müßten. Zu den Transportzöllen traten preissteigernd die Eingangszölle in den Absatzgebieten. Wäsche führt aus einem 1666 zusammengestellten „Verzeichnisse der Orte, wovon das Zerbst Bier mit neuen Auflagen beschwert wird, soviel man jetzt nachrichtlich haben kann“, Leipzig, Wittenberg, Hamburg, Barby, das ganze Erzstift Magdeburg usw. usw. an. Da findet man Beschwerden über eine Steigerung der auf das Bier gelegten Lasten. Und sie waren auch, ganz abgesehen von dem Geldwerte jener Zeit, überaus drückend, ja sie nahmen den Charakter der Prohibitivzölle an. So betrug vor Ausbruch des 30jährigen Krieges die Leipziger Abgabe für Zerbst Bier 2 Reichstaler 6 Groschen, nach dem Kriege aber 4 Reichstaler. In Wittenberg wurde von jedem Faß, das in den Keller kommt, 1 Reichstaler, dann 2 Reichstaler beim Verkauf des Bieres erhoben und außerdem für jedes Pferd, das Zerbst Bier zuführt, ein Groschen abgefordert. In Hamburg mußten für jedes einlangende Faß Bier 3 Reichstaler und 3 Groschen und von jedem das Hamburger Stadtgebiet passierenden Faß Bier 6 Groschen entrichtet werden. Barby erhob bei der Ueberführung des Bieres über die Elbe 3 Groschen 6 Pfennige Zoll, dann 2 Groschen von jedem Pferde und endlich 5 Pfennig Bräuzoll. Wie aber das Bier in der Stadt, oder wurde es dort gelagert, so mußte für jedes Faß ein Reichstaler erlegt werden. Alle Versuche, diese Erschwerungen der Einföhr Zerbst Bieres zu mildern, blieben vergeblich. Die Zölle hatten, wie in unserer Zeit, den

doppelten Zweck des Schutzes der „nationalen Arbeit“ und der Beschaffung von Einnahmen. Manchmal überwog die erstere Absicht so stark, daß vollständige Verbote der Einföhr Zerbst Bieres erlassen wurden, so im Jahre 1747 in Brandenburg.

So drückend die Belastung des für den Export bestimmten Bieres durch die Finanzhoheit der Einföhr- und Transitorte und Bezirke war, so schwer lastete auch die Besteuerung am Produktionsorte selbst auf dem Brauwesen. Aus den Zerbst Nationalrechnungen führt Wäsche nachstehende Einnahmen aus dem Biere auf: 1. der Kurrentschöß, 2. der halbe Betrag von der Gebühr für die Aufnahme in die Brauerimung, 3. der Erlöß aus den Faßzeichen, 4. vom Brauen des Brenhan, eines süßen und gewürzhaft schmeckenden Weißbieres, 5. vom Begepfennig. Dazu kamen mehrere kleine Einnahmen, die zum Beispiel beim Vermieten der Braupanne zu entrichten waren. Von welcher großer Bedeutung die Einnahmen aus dem Biere für die Finanzwirtschaft der Stadt Zerbst waren, geht aus den Rechnungen für das Jahr 1696 hervor, wo bei einer Gesamteinnahme von 8200 Talern aus der Belastung des Bieres dem städtischen Steuerfädel 3200 Taler zuflossen.

Auch die Landesherrschaft wollte aus dem bis in die Zeiten Bismarcks und Bülows beliebt gebliebenen Steuerobjekt ihren Vorteil ziehen. Am 23. Juli 1417 ließ sich Albrecht IV. von Anhalt vom Kaiser Sigismund zu Konstanz das Privileg verleihen, von jedem Fußer Bier, das man aus der Stadt Zerbst hinausföhrte, zwei böhmische Groschen Geleit zu nehmen, „und Gebieten dem Bürgermeister und Rat der Stadt Zerbst ernstlich und festiglich, den Fürsten und seine Erben darin nicht zu hindern. Ausgenommen von der Geleitspflicht sind Leute der Krone zu Böhmen, des Herzogs Rudolf von Sachsen-Lüneburg und des Markgrafen Friedrich zu Brandenburg.“ Für diese Besteuerung sollte der Fürst von Anhalt bestrebt sein, Frieden im Lande zu machen, des Reiches Straßen friedlich zu erhalten und vor Räubern und Hindernissen zu schützen. Das dem Herzog von Anhalt gewährte Privileg verstieß gegen die alten Freiheiten der Stadt, da ihr schon früher die Zollfreiheit gewährt, später auch wiederholt bestätigt worden.

Aus dieser kaiserlichen Verfügung entstand viel Streit. So wurde der erste Versuch, den Zoll zu erheben, für den von dem Fürsten entsandten Kaplan lebensgefährlich. Kaum hörte der eine Fuhrmann die Forderung, so rief er: „Ja, du Kosenpappe, ich wil dir ein geleide geben, da du miner schalt lange bi denden.“ Dabei ergriff er einen großen Hebebaum und schlug nach dem Geistlichen, der vom Glücke jagen konnte, daß er dem Schläge auszuweichen vermochte. Der Kaplan verzichtete, noch einmal in Zerbst als Zollbeamter seines Fürsten zu wirken. Die Zerbst entsandten ihren Bürgermeister und einen Bürger an das kaiserliche Hoflager, um die Aufhebung dieser schweren Belastung des wichtigsten städtischen Produktionszweiges zu erreichen. Es gelang ihrem großen diplomatischen Geschick, von dem Kaiser nach langen Verhandlungen eine Urkunde zu erhalten, in der der Stadt ihre alten Privilegien und Freiheiten erneuert wurden. Nun hatten der Fürst und die Stadt verschiedene Rechte vom Kaiser verliehen bekommen, wodurch der Friede nicht gesteigert wurde. Endlich im Jahre 1440 kam es zu einem Vergleich, in dem die Anhalter Fürsten ihr Zollrecht aufgaben, die betreffenden Urkunden als wirkungslos erklärten, wofür die Stadt Zerbst eine bedeutende Entschädigung zahlen mußte.

Im 16. Jahrhundert wurden die fürstlichen Schulden in Landesschulden verwandelt, die Fürsorge und Ueberwachung des „Schuldenwerkes“ wurde zur Hauptaufgabe der Landesstände. Eine Landessteuer wurde notwendig, zuerst eine Vermögenssteuer; dann wurde wieder zur Trankesteuer die Zuflucht genommen. Der 1693 in Zerbst abgehaltene Ausschußtag erhob zum Beschluß, daß die noch übrigen Jahre, in denen die Landesschulden getilgt werden sollten, „alle Städte und Flecken, welche sich des Brauwerts im Fürstentume gebrauchten, von jedem Bissel, so viel jedes Orts jährlich gebrauen wird, zur Kasse oder Trankesteuer geben und entrichten sollen und wollen 2 Taler.“

Nun bildete die Biersteuer auch für das Land die wichtigste Einnahmequelle.

Wir sehen hieraus, wie das Bier ehemals von Stadt und Land belastet und auch vom Reiche als bedeutungsvolles Steuerobjekt gewürdigt wurde. Aber schon in jenen längst verfloßenen Zeiten herrschte über diese indirekte Besteuerung viele Unzufriedenheit und Streit; worüber auch aus der Geschichte der Stadt Zerbst sehr viele weitere Belege beizubringen wären. — ab.

## Kleines feuilleton.

— Ein Urteil über Hauptmanns „Und Pippa tanzt“. In der „Frankf. Z.“ schreibt Ernst Heilborn: „... Es wäre für den Kenner der Romantik und des deutschen Märchens ein Leichtes, die Herkunft all der fremdartigen Elemente nachzuweisen, die wir durcheinander spülen. Schon Pippa selbst — Funke und Phantasie und Dichtkunst — stammt aus E. Th. A. Hoffmanns „Goldnem Topf“ und schießt nach Goethes Mignon. Gräß mir den Vater Eichendorff, du sorgloser Geißel, der du in die Welt hinauswanderst, ein warmes Herz im Busen und ein krauses Hirn im Kopfe! Ein Willkommen euch, Gebrüder Grimm! Ihr wuhet es ganz genau, wie die Krähe es anstellt, um die Fiege zu melken, das Wundernähel und Tischchen-Trädich habt ihr dem Gesellen ins

\*) Neujahrsblätter, herausgegeben von der historischen Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt. 30 Stüd. Halle 1906. Otto Hendel.

Mängel gesteckt. Und schließlich zu dir, mein Robalis! Wir sind bei dem Einsiedler und schlagen das große Buch auf, um daraus zu ersehen, was diese Nacht sich zugetragen hat, die Nichtmehrseienden sind mit und um uns. Was bleibt von Hauptmanns Gestalten übrig? Nichts hat er selbst erschaffen, alles übernommen, alles verlagert, indem er es übernahm. Was bei den anderen lebt, führt bei ihm ein gespenstisches Homunculusdasein. Man ist nicht von den Speisen der Romantik, man ist gleichsam gezwungen, die Speisefarte zu verschlucken. . . .

— Die Bedeutung des Wortes Jankee. Zwei Deutungen, die als ziemlich gesucht bezeichnet werden müssen, gab es bisher für den Ursprung dieses Wortes. Nach der einen wurde das Wort „Englisch“ oder das französische „Anglais“ von den eingeborenen Indianern derartig entlehnt, daß Jankee daraus entstand. Die andere Deutung, die von Thierry, leitet den Namen von Jankin, einem Kojenamen, wie John, ab, der den englischen Ansiedlern von New York beigelegt wurde. Bedenkt man aber, daß damals Holländer und Engländer in fortwährender Feindschaft lebten, so muß es einleuchten, daß wenig Grund vorhanden war, einander mit Kojenamen zu schmeicheln. Einfacher scheint die folgende Lösung, die sich in der „Deutschen Wochenschrift für die Niederlande und Belgien“ findet: Die meisten holländischen Ansiedler, die damals in Amerika verschiedene Städte gründeten, wie z. B. New York, das einst Neu-Amsterdam genannt wurde, kamen aus der Provinz Zeeland. Nun war und ist es noch jetzt in Zeeland gebräuchlich, sowohl Männern wie Frauen einen doppelten Vornamen zu geben. Mädchennamen wie Annemarie, Pieteloo (abg. von Petronella Jacoba), Annebeth (Anna Elisabeth) u. a., sind noch jetzt in Schwang. Aber auch bei Männern findet man solche Doppelnamen: Janwillem, Hendrikjan. Der gebräuchlichste und am meisten vorkommende Namen ist Jankees, abgeleitet aus Johannes Cornelis. Es könnte nun in der Tat aus diesem Rufnamen, zusammen mit der Vorliebe, die die Ansiedler auch später noch immer für das ursprüngliche Mutterland Holland zeigten, das Wort Jankee entstanden sein, das jetzt das ganze Volk bezeichnet. —

ie. Wie tief kann der Mensch in die Erde gelangen? Unter den Vergleuten findet man ziemlich allgemein die Ansicht vertreten, daß den Menschen ein großer Spielraum für sein Vordringen in die Tiefen des Erdkörpers gegeben ist. Die Stözung und Verwertung eines Schachtes bis zu 3000 Meter Tiefe oder sogar noch mehr wird für nicht unmöglich gehalten und die Schwierigkeit seiner Ausnützung nur darin gesehen, daß die Mittel zur Heraus-schaffung der abgebauten Wasser ganz besondere sein müßten, über die man bisher noch nicht verfügt. Männer, denen man eine tüchtige wissenschaftliche Vorbildung und dementsprechend auch ein begründetes Urteil zutrauen sollte, haben jüngst sogar davon gesprochen, daß man durch Schaffung sehr tiefer Bohrlöcher die Eigenwärme der Erde heraufholen und zur Heizung und zum Betrieb von Maschinen verwenden könnte. Das wäre schließlich auch noch etwas Anderes, als der Betrieb eines Bergwerks in so großer Tiefe, bis zu der dann doch auch Menschen hinabsteigen müßten. Bei genauerer Prüfung, sagt die Wochenschrift „Englisch Mechanik“, muß man zu der Ansicht gelangen, daß der Glaube an die Möglichkeit des Bergwerks in 3000 Meter Tiefe ein vollkommener Irrtum ist, und zwar nicht wegen der erwähnten Schwierigkeit des Transports, sondern aus zwei anderen Gründen, die den Aufenthalt des Menschen in einem derartigen Schacht durchaus verbieten würden. Einmal würde dem Menschen der Atem ausgehen wegen der ungeheuren Steigerung des Luftdrucks in der Tiefe, und ferner würde er die dort herrschende Hitze nicht vertragen können. Es gibt jetzt schon einige Bergwerke von sehr viel geringerer Tiefe, in denen sich die Arbeiter nur zehn Minuten aufhalten können und dann von einer anderen Schicht abgelöst werden müssen. Man kann die Verhältnisse, die in einem Bergwerk, dessen Sohle 3000 Meter unter der Erdoberfläche liegen würde, ganz gut im voraus berechnen. Eine Luftmasse, die an der Erdoberfläche 15 Grad Temperatur besitzen würde, würde in einem Schacht bis 3000 Meter durch ihr eigenes Gewicht eine Temperatur von 33 Grad erreichen. Dazu käme nun aber noch die Einwirkung der Eigenwärme des Erdkörpers. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Temperatur nach dem Erdinnern ständig zunimmt, wenigstens so weit der Mensch es bisher hat feststellen können. Freilich sind die Erfahrungen recht gering, denn die tiefsten Bohrlöcher, die bis jetzt ausgeführt worden sind, würden auf einem Globus von einem Meter Durchmesser nicht viel mehr bedeuten, als eine Vertiefung, die durch den leichten Eindruck einer Nadelspitze hervorgebracht werden würde. Deshalb ist auch die Berechnung der sogenannten geothermischen Tiefenstufe, d. h. der Tiefe, in der die Wärme nach dem Erdinnern hin um je ein Grad zunimmt, eine ziemlich unsichere geblieben. Neue Beobachtungen darüber liegen aus den Minen von Bendigo im australischen Staat Victoria vor, die bis zu einer Maximaltiefe von 975 Metern vorgegraben sind. Bis zu 140 Meter Tiefe nahm die Temperatur für je 54 Meter um ein Grad zu, bis 300 Meter Tiefe für je 48 Meter, bis 535 Meter für je 93, bis 690 Meter für je 82, bis 810 Meter für je 74 und dann weiter bis zur größten Tiefe von 975 Metern wieder für je 54 Meter um je ein Grad. Man ersieht daraus bereits, wie ungleich die Zunahme der Wärme ist. Diese Verschiedenheit ist dadurch zu erklären, daß auch die Beschaffenheit der Erdschichten in verschiedener Tiefe einen großen

Einfluß auf die schnelle oder langsame Temperaturzunahme nach dem Innern hin besitzt. Danach herrscht in der größten Tiefe der Bendigo-Minen schon eine Hitze von etwa 40 Grad. Es gibt nun aber Bergwerke, in denen die Temperatur noch sehr viel schneller zunimmt, so daß man dazu gelangt ist, im allgemeinen die Temperatursteigerung nach dem Erdinnern hin zu ein Grad auf je 33 Meter anzunehmen. Danach würde in einem Schacht von 3000 Meter Tiefe schon eine Temperatur von fast 105 Grad herrschen und eine Arbeit für Menschen unmöglich machen. —

— Ueber die Kenntnis der Metalle bei den Alten berichtete in der Chemischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M. Dr. W. Belf. Er bemerkte zunächst, daß man die Kenntnis, die die Alten von den Metallen hatten, bisher immer noch bedeutend unterschätzt habe. Namentlich gilt dies bezüglich des Antimons, das, wie man bis vor kurzem glaubte, erst im 15. Jahrhundert von Basilius Valentinus dargestellt worden sein soll. Deher hat in Transkaukasien mehrere Schmudgegenstände gefunden, die man anfangs für Blei hielt. Die Analyse ergab jedoch, daß es sich um Antimon handelte. Der Vortragende selbst hat auf transkaukasischen Gebieten viele Schmudgegenstände und kleine Geräte gefunden, die fast durchwegs aus Antimon bestanden. Besonders interessant sind kleine durchbohrte Antimonperlen. Die Alten mußten also ein uns unbekanntes Mittel gehabt haben, um das außerordentlich spröde Metall geschmeidig zu machen. Die ersten Fundorte von Antimongegenständen aus Transkaukasien führen ungefähr auf 1000 Jahre v. Chr. zurück. Antimon hat man auch in einer uralten südbabylonischen Stadt gefunden. Diese Funde gehören dem 4. Jahrhundert v. Chr. an. Auch in Europa wurden Antimongegenstände zutage gefördert, so in Zirkniz in Krain (200 bis 500 v. Chr.). Vielfach kommt das Antimon in Legierungen vor, besonders als Antimonbronze. Die Alten haben diese meist nur mit Kupfer, ohne Zinn, manchmal mit Blei und Arsen dargestellt. Antimonbronze hat man in Siebenbürgen, Ungarn, Westpreußen, der Schweiz, ferner auch in Südbabylonien entdeckt. Aus einigen Andeutungen bei Plinius geht übrigens hervor, daß auch die Römer das Antimon gekannt haben. Das ist auch schon deshalb anzunehmen, weil es in Dacien gefunden wurde. Auch die Ansicht, daß den Römern das Zinn fremd war, ist mit Rücksicht auf einen Fund in Dacien nicht aufrecht zu erhalten. Dieses Metall soll bei den Bewohnern Ostchinas und Indiens schon seit den ältesten Zeiten in Gebrauch gewesen sein. Strabo beschreibt bereits die Herstellung des Messings. Im ganzen genommen ergibt sich, daß die Kenntnis der alten Völker von den Metallen viel weiter reichte, als man bisher angenommen hatte. —

**Humoristisches.**

— Die Klavier-Mänade. Cousin (spät abends Besuch machend): „Wie, Cousine, noch immer am Klavier?“  
Cousine: „Warum nicht? Jetzt ist's sogar noch gesetzlich erlaubt!“ —  
— Recht hater. Onkel: „Jetzt habe ich Dir das teure Buch „Der kleine Kaufmann“ geschenkt, und Du hast noch keinen Blick hineingeworfen.“  
Nesse: „Ach, Onkel, was ist denn heutzutage ein kleiner Kaufmann!“ —  
— Umschrieben. Sommerfrischler (zum Wirt): „Wie kommt denn das, nun sind doch bei Ihnen schon mindestens drei Wochen keine Forellen zu haben, früher gab's täglich welche?“  
Wirt: „Ja . . . es wird eben zuviel aufgepaßt?!“ —  
(„Meggenborfer-Blätter“.)

**Notizen.**

— Erich Mühsam hat bei R. Piper u. Co. in München ein Lustspiel in vier Aufzügen „Die Hochstapler“ erscheinen lassen. Eine Zeile möchten wir hier aufspieken. Einer meint, es liege wohl jetzt ein wenig im Zuge der Zeit, daß sich die Menschen vom gemeinsamen, sozialen Leben ausschließen und mythischen Dingen zuwenden. Darauf sagt Simon Leibig, der Börsenmakler: „Sehn Se — heißt e Wort! Gewiß liegt's im Zug der Zeit: Der wird latholisch, der wird vegetarisch und jener wird mesungge.“ —  
— Vom 1. Februar ab werden in Berlin zwei Blätter in russischer Sprache erscheinen. Die Tageszeitung „Sa Rubeschone“ (Hinter der Grenze) und ein Wochenblatt „Russischer Führer durch Deutschland“. —  
— „Und Pippa tanzt“ ist vom Wiener Burgtheater angenommen worden. —  
— „König Randaules“, ein dreiaktiges Drama von André Gide, gelangt im Kleinen Theater zur Auf-führung. —  
— Hans Müllers Einakterzyklus „Das stärkere Leben“ hatte bei der Erstaufführung im Brünner Stadttheater Erfolg. —  
— Die Zusammenstellung der Veröffentlichungen des deutschen Musikalienhandels ergibt, daß im Jahr 1904 in Deutschland erschienen sind: 7105 Werke für Instrumentalmusik, darunter für Orchester 559, für Klavier 3008; die Gesangsmusik wurde um 5018 Werke bereichert. Dazu kommen noch 387 Bücher, Zeitschriften usw. Der Gesamttertrag ist somit 12568 Werke. —